

ALASKA

August/September 1997

Wir reisen heute sehr schnell. In 10 oder 20 Stunden Flugzeit ist man in Alaska - abhängig davon, ob man direkt über den Nordpol oder eine nordamerikanische Stadt fliegt. Einerseits ist es sehr lang. Wenn man 20 Stunden unterwegs ist, wird man schon sehr müde. Andererseits ist es zu kurz, um sich auf das Neue dieses Landes vorbereiten zu können. Früher kam man mit dem Schiff und war einige Wochen unterwegs. Genug Zeit, um sich einlesen zu können in die Gewohnheiten, die Geschichte und die Geographie des auf einen zukommenden Landes. Andererseits gab es nicht so viel Literatur wie heute. Ein Widerspruch in sich. Wir produzieren mehr Gedrucktes für Menschen, die immer weniger Zeit haben es zu lesen.

Die ersten Stunden lasen wir noch in den Spezialbüchern über Alaska. Je näher wir dem Ziel kamen, um so müder wurden wir und um so weniger wurde gelesen.

Die Müdigkeit erreichte vor der Zwischenlandung in Minneapolis den Höhepunkt. Die Müdigkeit war so groß, daß ich sogar eines der Bücher im Flugzeug vergaß. Dabei liebe ich Bücher und konnte mir nicht vorstellen einmal eines irgendwo zu vergessen.

Amerika

Minneapolis - wir mußten unser Gepäck deklarieren und offiziell in Amerika einreisen. Die dazu nötigen Formulare haben wir schon im Flugzeug ausgefüllt. Rasch haben wir diese Bürokratie, die mich an meine Osteuropareisen noch vor der politischen Wende erinnern hinter uns gebracht. Dann sind wir in Amerika. Nichts ist mehr international. Der Weiterflug war ein nationaler. Das Einchecken passiert völlig unbürokratisch an einem kleinen Pult, das wie ein Rednerpult aussah und dauert nur wenige Sekunden. Das Gepäck stellen wir selbst auf ein Förderband. Niemand kümmert sich. Wir, die unerfahrenen Europäer fragen nochmals, bevor wir unsere Koffer dem Förderband übergeben, ob es richtig sei und unser Gepäck auch nach Anchorage gehe. Die Dame bestätigte und in Anchorage liefen sie dann auch vom Band.

Über endlos scheinende Gänge mit Geschäften gingen wir auf den angegebenen Gate zu. Am Weg überholte uns eine Blondine, wie sie von der Firma Barby modelliert hätte sein können, aber in Lebensgröße und lebend. Zirka 1,80 Meter groß, ein riesiger vorstehender Busen, der sich aber auch beim Gehen nicht ein bißchen bewegte; ein knackiger Hintern, den man so geformt durch den kurzen weißen Mini sah, daß für eine Unterhose kein Platz mehr war. Sie war braungebrannt, die blonden Haare hingen bis weit über die Schulterblätter und ein sehr kurzes weißes Kleid begann kurz oberhalb der Brustwarzen und endete kurz nach dem Hintern. Hochhackige Schuhe unterstrichen die Formungen noch zusätzlich. Hannelore meinte zu mir „Nun bist Du wieder wach“.

Minneapolis bedeute aber auch 3 Stunden Wartezeit bis zum Anschlußflug nach Anchorage. Eine dieser 3 Stunden verging mit einem Gespräch, das uns schon einen Vorgeschmack zum Bevorstehenden gab. Ein Erdölarbeiter war am Weg zu seinem Arbeitsplatz. Er wohnt in North Dakota, wo er ein Motel betreibt und arbeitet ganz im Norden Alaskas. 3 Wochen muß er arbeiten, dann bekommt er 3 Wochen frei. So arbeitet er eigentlich nur 6 Monate im Jahr. Dafür verdient er sehr gut: 50.000 Dollar im Jahr. Er hat 4 Kinder. Drei Buben mit 30, 25 und 22 Jahren und eine kleine Tochter als Nachzügler mit 4 Jahren. Sie könne schon Spuren lesen und einen Wolf von einem Fuchs beziehungsweise feststellen, ob ein Reh allein

oder mit einem Jungen gegangen ist. Sie habe es auch leichter weil sie sich nicht so tief bücken muß wie er.

Mit dem älteren Sohn geht es nicht so gut. Er zeigte uns einen Zeitungsausschnitt - so wie er uns vorher ein Foto der Tochter zeigte -, indem von einer Rauferei in einem Restaurant und einer Schießerei geschrieben stand. Dieser streitsüchtige Mann sei sein ältester Sohn. Nun sei er in Problemen. Er müsse für die hohen Kosten eines Anwalts aufkommen und dann ist noch die Gefahr eines Gefängnisaufenthalts.

Schwarze mag er gar nicht Zuerst blickte er sich um ob nicht einer in der Nähe sei und dann sparte er nicht mit Kritik. Speziell in Anchorage sei ihr Anteil sehr groß und wir sollten uns in Acht nehmen. Österreich gefalle ihm, wenn dort nur so wenige „Schwarze“ seien.

Gefallen fand er auch an Adolf Hitler, auch wenn er in Rußland nicht erfolgreich gewesen sei. Diese Gedankenwelt lag aber auf seiner Linie.

Zwischen den Erzählungen stand er immer wieder auf, um in den Abfallkübel zu spucken. Es war eine schwarze, schleimige Masse, die er da hineinspuckte. Nachher griff er in eine kleine Blechdose um wieder schwarze Masse nachzuschieben, die er dann kaute, um sie nach gewisser Zeit wieder auszuspucken.

Die Drogensucht in Alaska sei sehr hoch. Viele Jugendliche begingen Selbstmord, weil sie mit ihrem Leben nichts anfangen könnten.

Er selbst ist begeisterter Jäger. Gewehre seien wichtig und er fürchtet, daß es zu einer Limitierung beim Waffenbesitz kommen könnte. Wir tauschten Erfahrungen über die Wildtierarten in unseren Ländern. Auch wenn oft die englischen Vokabel fehlten fanden wir mit Umschreibungen immer wieder heraus, um welches Tier es sich handelt.

Wien verwechselte er mit Venedig. Eine Stadt mit Kanälen anstelle von Straßen, das würde ihm gefallen. Nun ja, wenn es das in Wien nicht gäbe sei es auch OK. Die Entfernungen in Europa beeindruckten ihn. Er aber zöge die großen Abstände in Amerika vor. Sein nächster Nachbar sei 3 Meilen von ihm entfernt. Schon von weitem sähe man, wenn jemand kommt. Sein Haus sei daher auch nie abgesperrt. Niemand würde etwas wegnehmen.

Auch wenn er nicht zu Hause sei habe er das Haus nicht versperrt. Wenn nämlich einer seiner Nachbarn etwas brauche, könne er es sich bei verschlossenem Haus nicht ausborgen.

Im Flugzeug saß er dann in der First Class und war durch einen Vorhang von uns getrennt. Wir konnten aber hören, wie er sich mit einigen Jägern über sein Lieblingsthema, die Jagd unterhielt. Auch neben uns saß ein junger Jäger. Die ganze Flugzeit studierte er Jagd- und Waffenzeitschriften. Seitenweise nur Gewehre und Pistolen mit detaillierten Beschreibungen. Er las jede Zeile. Vielleicht konnte er auch nur so schlecht lesen und brauchte deshalb so lange.

Wir nützten diese 5 Stunden Flugzeit, um einige Stunden zu schlafen. Die Sonne war schon untergegangen, auch wenn uns noch lange ein rot gefärbter Himmel begleitete. Erst vor der Landung in Anchorage kam Bewölkung auf. In Anchorage regnete es.

Gleich nach der Ankunftstür wartete Frau Üblacker und Professor May auf uns. Sie freuten sich auf den Besuch aus Europa. Professor May brachte uns ins Hotel und wartete noch bis wir eingecheckt hatten, dann fuhr er heim.

Anchorage

Unerwarteter Weise schlief ich sehr gut. 7 Stunden. Von Mitternacht bis fast 7 Uhr. Hannelore sogar bis ½ 9. Wenn man die Stunden im Flugzeug dazu rechnet war es ausreichend. Die erste Zeitumstellung war also geschafft. Gegenüber zu Hause ist es hier 10 Stunden später.

Das Frühstück war ausreichend und typisch amerikanisch. Es kam meinem Hunger sehr entgegen. Ich probierte alles. Von Ham and Eggs, über die Pfannkuchen mit Sirup bis zu Cornflakes, das Obst und die Mehlspeisen. Der Ober goß laufend die Kaffeetasse nach. Erst beim Spazierengehen merkte ich, daß ich zu viel gegessen hatte. Zu Mittag stellte sich kein Hunger ein. Der Körper war bis abends bedient.

Der erste Weg führte uns mit einem Shuttlebus des Hotels hinaus zum Flughafen, wo wir unser reserviertes Auto abholten. Obwohl die kleinste Wagenklasse war es für europäische Verhältnisse ein großes Auto.

Neben dem internationalen Flughafen, auf einem See war der größte Wasserflugplatz Amerikas. 8000 Starts pro Tag. Am Ufer entlang lag ein Flugzeug neben dem anderen vor Anker. Eine kleine Hütte des jeweiligen Besitzers diente als Aufbewahrungsort für Werkzeug und Sprit. Sightseeing-Tour hatten diesen See in ihrer Besichtigung inkludiert. Mit Kameras bewaffneten warteten die Touristen auf den nächsten Flugzeugstart. Auch wir fotografierten. So etwas gab es zu Hause nicht.

Die Stadt ist nicht groß. Ein größeres Dorf mit einigen modernen Hochhäusern. Die Bauweise - auch im Zentrum - ist sehr gemischt. Ein Hochhaus mit glitzernder Glasfassade gleich neben einer Holzhütte. Die Hauptstraße ist die vierte Avenue. Ein Souvenirgeschäft neben dem anderen. Die Beschilderung der Straßen ist sehr gut. Die längslaufenden Straßen heißen Avenues und sind vom Meer her nummeriert. Unser Hotel lag in der dritten Avenue, was uns einen schönen Blick aufs Meer sicherte. Die Querstraßen sind nach Buchstaben sortiert. So findet man jede Adresse leicht.

Es gibt wenig Sehenswürdigkeiten. Eine davon ist das Alaska Museum. Auch wir gingen hin. Es war den Besuch wert. Mit einer ¾ stündigen Führungen hatten wir einen Überblick über die Geschichte Alaskas.

Inzwischen hatte es zu regnen aufgehört und die Sonne schien, auch wenn die dahinter liegenden Berge noch in den Wolken versteckt waren. Trotz der niedrigen Temperatur von 16 Grad konnte man ohne Jacke gehen und zu Mittag saßen wir sogar auf der Terrasse eines Kaffeehauses in der vierten Avenue. Neben Touristen waren es vor allem Landstreicher, die hier vorbei kamen. Arbeitslose Eskimos, die aus den Mühleimern Aluminiumdosen heraus klaubten. Trotzdem war es eine vornehme Gegend. Angeblich die Straße mit den meisten Polizisten. Einen sahen wir mit einem Fahrrad patrouillieren.

Zum Abendessen führten sie uns in eine lokale Bierbrauerei. Christine brachte ihre Freundin mit. Sie habe ein schöneres Auto, darum habe sie sie mitgenommen. Die Freundin arbeitet bei der Konkurrenz von Christine. Alaska hinkt gegenüber dem restlichen Amerika noch nach und die Liberalisierung der Telekommunikation setzte erst vor 2 Jahren ein. Bis dahin hatte AT&T eine Quasi-Monopol-Stellung. Christine arbeitet für den „New Comer“ in dieser Branche. In nur zwei Jahren haben sie schon 50% des Marktes erobert. Hier merkt man die Unterschiede zu Europa. Bei uns ginge das alleine wegen den bürokratischen Hindernissen nicht.

Nun, zurück zum Essen. Wir verließen uns auf die Tips der Einheimischen und aßen ausgezeichneten Fisch. Ich Heilbutt und Hannelore, der Gegend und der Jahreszeit entsprechend Lachs. Zur Vorspeise servierten sie Käse mit uns unbekanntem Fladenbrot. Aus Höflichkeit aß auch der amerikanische Kollege ein Eis mit mir zum Nachtisch.

Um 22 Uhr fuhren wir heim. Es war noch hell. Die Freundin von Christine beschwerte sich, daß es schon so früh dunkel würde. Christine begrüßte es, da in den langen Nächten des

Sommers der Schlaf sehr verdrängt würde und sie nun einige Nächte mit längerem Schlaf bitter nötig habe.

Universität

Von der Hörerzahl ist die „Pazifik Alaska University“ mit unserer Donau-Universität vergleichbar, wenngleich die amerikanische Einrichtung auf eine längere Geschichte zurückblicken kann - was bei einem Vergleich zwischen Europa und USA normalerweise umgekehrt ist. Von der Anlage haben wir aber nichts gemeinsam. Fast jedes Institut hat in dem viele Hektar großen Gelände ein eigenes Gebäude. Dazwischen weitläufige Wälder und Wiesen. Am Morgen sei ihr eine Elchkuh mit ihrem Kalb über den Weg gelaufen berichtete eine Kollegin. Sie ist übrigens aus Österreich. In Salzburg hat sie noch eine Wohnung, wo sie einmal jährlich hinfährt. 30 Jahre ist sie schon in Alaska und mit einem Amerikaner verheiratet. Die Kinder sind inzwischen schon erwachsen. Sie will im nächsten Jahr in Pension gehen. Ob sie allerdings in Alaska bleiben wird ist noch nicht klar. Wärmere Gegenden sind nicht ausgeschlossen. Sie war es auch, die Christine an diese Universität holte. Christine besuchte auf einer Urlaubsreise die Universität. Dabei traf sie zufällig die österreichische Professorin. Am Akzent erkannte sie die Österreicherin und gab sich als Steirerin zu erkennen. Nun sind sie schon seit über einem Jahr Kolleginnen.

Zurück zur Universitätsanlage. Don May, mein Telekommunikationskollege ist mit seinem Institut im ältesten Gebäude der Universität untergebracht. Dieses Gebäude wurde in den 50er Jahren gebaut und sieht heute noch sehr modern aus.

Die Universität war früher nur für Methodisten zugänglich. Dann gab es eine Zeit, wo die Studentenzahl so niedrig war, daß es ein wirtschaftliches Aus gab. Die Universität wurde geschlossen, um ein Jahr später, ohne religiösen Akzent wieder zu öffnen. Nun ist die Existenz nicht mehr gefährdet. Der Rektor ist ein Wirtschaftsmanager, der die Anstalt auf Vordermann brachte. Neben Studenten aus allen Bundesstaaten der USA gibt es auch Europäer und vor allem viele Russen. War Alaska doch einmal ein Teil Rußlands und ist - vor allem der Ostteil - nach der Perestroika und der Öffnung der Grenzen näher gerückt.

Kollege May führt seine postgradualen Kurse in den Abendstunden durch. Drei bis vier Mal wöchentlich kommen die Studenten am Abend zu Vorlesungen an die Universität. Er kooperiert eng mit der Wirtschaft. Manager tragen vor. Mittleres Management der Firmen sitzt auf den Schulbänken und studiert.

Don May ist nebenberuflich Mitglied der Telekom-Aufsichtsbehörde. Er kommt aus der Wirtschaft und unterrichtet erst seit einigen Jahren. Den Kontakt zur Wirtschaft will er nicht verlieren und arbeitet oft als Konsulent für Telematikfirmen. In Alaska gibt es noch viel Nachholbedarf. Vor 20 Jahren gab es noch kein öffentliches Telefonnetz. Die Telekommunikation wurde von der Armee betrieben und den Einwohnern zugänglich gemacht. Die Entfernungen sind für eine Verkabelung, wie wir sie in Europa kennen zu groß. Entlegene Dörfer und Häuser können nur per Funk über Satelliten erreicht werden. Satellitenkommunikation ist aber teuer. Lange schon ringt man nach Alternativen. Mit Glasfaserkabeln bindet man jetzt die größeren Orte an Anchorage an. Auch hier im Campus der Universität wird gerade eine Glasfaserverkabelung für das interne Computernetz verlegt. So gesehen sind sie uns Europäern nicht überlegen. Der Grund ist aber die geographische Situation.

Ich werde allen wichtigen Kollegen vorgestellt und nehme auch an der ersten Vorlesungsrunde des neuen Semesters teil. Alle glauben, ich sei ein neuer Gastprofessor und bleibe jetzt ein Jahr. Dabei haben wir nur eine Vorlesung für die kommende Woche vereinbart.

Nach den vielen Terminen fahren wir ins nahegelegene Krankenhaus, wo wir die Direktorin und einen Professor der staatlichen Universität treffen. Sie haben ein telemedizinisches Projekt eingerichtet und erklären mir die Vorzüge der Telekommunikation. Die Größe des Landes läßt keine andere Alternative zu. Eigentlich gibt es nur in Anchorage ein Krankenhaus, das mit einem in Europa vergleichbar wäre. In den Dörfern am Land gibt es nur Krankenzimmer für wenige Patienten, die nur kurze Zeit in Obhut genommen werden. Für kompliziertere Fälle werden sie nach Anchorage geflogen.

Man trennt auch Einheimische mit Weißen. Für die Einheimischen wurde ein eigenes Krankenhaus gebaut.

Sie wollen einen Beitrag für ein Buch über Telemedizin, das wir in Vorbereitung haben schreiben.

Ausnehmend gut war hier auch der Kaffee. Eine italienische Espressomaschine erzeugte Capuccino, der nichts mit amerikanischem Kaffee gemeinsam hatte.

Wir fahren wieder zurück zur privaten Universität um nach dem Mittagessen den Kollegen in der staatlichen Universität aufzusuchen. Hier wirkte alles schlampiger und weniger organisiert. So wie auch wir das in Europa kennen. Nur zahlt man hier auch an der staatlichen Universität Studiengelder, die an jene europäischer Privatuniversitäten herankommen.

Stolz zeigt uns der Kollege seine Fernseh- und Radiostudios mit alten Kameras und alten analogen Aufnahmegeräten. Da sind wir schon besser ausgestattet. Aus Höflichkeit sage ich ihm das nicht.

Mit Don werden Zukunftspläne über eine Kooperation zwischen Österreich und Alaska geschmiedet.

Am späten Nachmittag holt uns Christine mit ihrem Auto ab um noch aufs Land zu fahren. Sie hatte sich für diesen Nachmittag frei genommen.

Der erste Eisberg

Zwar haben wir vom Flugzeugfenster aus schon einige gesehen, doch nun standen wir einem solchen gefrorenen Ungetüm erstmals direkt gegenüber. Himmelblau glänzte der Eisberg in der Sonne vor uns. Etwa 50 Meter vom Ufer entfernt schwamm er im See und trieb dem Meer entgegen. Weiter hinten, wo sich der Gletscher direkt in den See ergoß sahen wir noch weitere. Das Passagierschiff sah wie ein Winzling daneben aus. Leider waren wir zu spät in Anchorage weggekommen und haben das letzte Schiff versäumt, das uns noch näher an den Gletscher herangebracht hätte. Aber so ist es, wenn man Arbeit mit Urlaub verquickt. Die Freizeit ist sekundär. Trotzdem war der Blick für uns beeindruckend.

Wenige Kilometer nördlich wurden wir dann mit einer Lachskolonie im Flußbett entlohnt. Hier warteten sie, bereits rot gefärbt und die Eier abgelegt auf den Tot. Teilweise schwammen sie lethargisch im Wasser. Einige wurden schon tot ans Ufer getrieben, wo sie verwesten oder auf den Frühstücksbesuch eines Bären warteten. Hier also endet das Leben der großen Fische. Hier wo sie auch geboren werden und im nächsten Frühjahr Richtung Meer ziehen um ihren Kreislauf mit dem Ablegen der Eier und dem anschließenden Sterben zu schließen.

Nahe der Arlbergstraße - nichts erinnerte allerdings an Österreich - nahmen wir in einem Restaurant, das wir ohne Christine nie gefunden hätten das Abendessen ein. Riesige amerikanische Portionen, wo ein Menü für zwei Personen noch zu viel gewesen wäre. Wir aber bestellten jeder selbst unser Steak oder unseren Fisch um dann stöhnend mit überfülltem Bauch vor dem großen Teller zu sitzen, das zu leeren unmöglich erschien. Einheimische ließen sich die Reste in einen Karton packen und hatten so für nächsten Tag noch ein Menü.

Christine ist eine flotte Fahrerin. Neben den langsam dahinrollenden amerikanischen Straßenkollegen kommt sie mit ihrer europäischen Fahrgewohnheiten sehr rasch vorwärts. Spät, aber nicht zu spät kamen wir nach Anchorage zurück. Die Straße in den Süden ist eine Dead End Straße. Hinüber zur Colombia Bay gibt es einen Zuganschluß. Das Auto kann man für diese Passage auf den Zug verladen lassen. Aber auch hinter den Bergen gibt es nicht mehr viele Straßenkilometer für das Auto und die Gletscher versperren den weiteren Weg.

Als wir nachmittags aus der Stadt herausfahren sahen wir noch einige der berühmten Berlugawale, die ihre weißen Nasenlöcher zum Luftholen aus dem Wasser streckten. Für ein Foto waren sie für unseren einfachen Fotoapparat, dem ein Teleobjektiv fehlt, nicht ablichtbar. Im Kopf haben wir dieses Erlebnis aber heim nach Europa gebracht.

In Anchorage fuhren wir noch zu Christines Wohnung, weil sie versuchte meinen PC ans Internet anzuschließen, damit ich meine Emails aus Österreich lesen konnte. Aber auch sie, die Spezialistin, war erfolglos. Selbst mit einem ihrer beiden eigenen PCs konnte sie mein Postfach nicht öffnen.

Christine bewohnt das Erdgeschoß eines Wohnhauses in der Nähe des Flughafensees. Knapp über dem Dach setzen hier die Wasserflugzeuge zur Landung an. Die dünnen Holzbauten schirmen wenig vom Lärm der darüber wohnenden Hausbesitzer ab. Sie hatten den Fernseher an und man konnte unten jedes Wort verstehen. Christine ist aber bereits soweit Amerikanerin, daß sie das gar nicht mehr hört.

Die Straße zum Wohnhaus war nicht asphaltiert, obwohl wir uns in der größten und wichtigsten Stadt dieses Bundesstaates befanden.

Spät, aber nicht zu spät wurden wir von Christine dann in unserem Hotel abgeliefert.

In den „Busch“

Christine arbeitet bei einem lokalen Telefonoperator. Die Firma wurde erst vor 3 Jahren gegründet und hat schon einige Male den Besitzer gewechselt. Trotzdem sind sie erfolgreich und bauen ein alternatives Telefonnetz auf. Eine Konkurrenz zur monopolistischen AT&T. Sie arbeitet im 17. Stock eines der wenigen Hochhäuser. Aus ihrem Bürofenster sieht man die schneebedeckten Berge der Umgebung. Wir holen den gestern bei ihr zu Hause vergessenen Computer ab und überbringen auch die schlechte Nachricht, daß wir früher abreisen müssen. Dann verlassen wir die Stadt. Am Flughafen haben wir umgebucht und nun sind wir froh der Hektik der Stadt entfliehen zu können. Im Supermarkt kaufen wir Wasser und Essen, so wie man es uns aufgetragen hat. Wir fahren in den „Busch“. Dort gibt es keine Supermarkets mehr. Nur selten kommt man zu Wasser und in der trockenen Luft muß man öfter trinken.

Es ist ein wunderschöner, sonniger Herbsttag. Ein langes Wochenende steht für die Einheimischen bevor. Montag ist „Arbeitstag“, was unserem 1. Mai entspricht. Am Abend werden viele die Stadt verlassen um einige Tage in der Natur des Hinterlandes zu verbringen. Ein Großteil der Bevölkerung Alaskas wohnt hier in Anchorage. Wir sind aber vor ihnen. Um 12 Uhr haben wir die Stadt hinter uns gelassen und fahren den Glenn-Highway Richtung Norden. Die Autos werden immer weniger.

Beim Dorf Eklutna verlassen wir die Autobahn und besuchen den russisch orthodoxen Friedhof und die Kirche. Hier fühlt man sich wie in Rußland. Obwohl man auch an vielen anderen Orten die russische Vergangenheit nicht verleugnen kann. Schlampigkeit und die hölzernen Bauten erinnern stark an Sibirien. Auch Christine erging es so und sie muß es noch besser wissen, hat sie doch viele Jahre in Rußland gewohnt und gearbeitet.

Der Friedhof ist eigenartig. Da der Boden auch im Sommer gefroren ist, können die Menschen nicht so einfach begraben werden. Selbst wenn man sie in den gefrorenen Boden hineinlegen würde, würden sie wie in einem Kühlschranks nicht verwesen. Man legt sie daher auf den Boden und baut einen bunten hölzernen Kasten darüber. Der Friedhof wirkt fröhlich. Jedes Grab hat andere Farben. Die verwendeten Farben sind bunte und fröhliche.

Die Kirchen sind wie in jedem russischen Ort. Hölzerne Bauten mit bunten Ikonastasen.

Hier wurden die Eskimos missioniert und es wirkt komisch, wenn die Einheimischen dem russischen Glauben angehören und heute Amerikaner sind. Aber so ändert sich die Welt.

Auch die Landschaft ändert sich laufend. Zuerst ein landwirtschaftlich genutztes Flußtal. Dann aber herrscht der Fluß alleine. Er zeigt auch deutlich, daß er hier niemanden aufkommen läßt. Mit Hilfe des Schnee- und Gletscherwassers aus dem Hinterland dominiert er das Tal. Auch die Straße muß, um überleben zu können hinauf auf den Berg. Im heurigen heißen Sommer hat er wieder Land geraubt. An manchen Stellen 600 Meter. In zivilisierten Gegenden wäre dies eine Katastrophe. Hier im unverbauten, ungenutzten Gelände stört es niemand und ich denke, er hat auch gezeigt, daß er nicht gestört werden will und alleine im Tal herrschen will. Ohne Straßen, ohne Häuser und Tankstellen.

Nach jeder Straßenbiegung bietet sich ein anderes Bild. Bunt gefärbte Laubwälder, Nadelwälder, schneebedeckte Berge, Gletscher, die bis zur Straße herunter reichen, Felshänge in weinroter bis brauner und grauer Färbung.

Gegenüber von einem Gletscher hielten wir bei einer Tankstelle mit angeschlossenem Restaurant. Eine Holzhütte, in der wir unsere Burger verspeisten. Vom Fenster aus sahen wir hinüber zum Gletscher. Unten im Tal war die zum Restaurant gehörige Landepiste. Zwischen den Bäumen standen einige Flugzeuge.

Der Wirt hatte einheimische Tiere ausgestopft aufgestellt, die uns als Fotoobjekte dienten. Mit einem fast drei Meter hohen Grizzlybären ließen wir uns fotografieren. Den viel kleineren Braunbären, der als Kellner verkleidet war und ein Glas Wasser servierte und ein weißes Bergschaf filmte ich alleine.

Die Tankstelle hatte nur zwei Zapfsäulen: Diesel oder Benzin. Keine Sonderangebote, keine Zubehöre etc. Pure Treibstoffversorgung.

Die Straße ist manchmal eng und führt kurvig und steil den Berg hinauf, bald aber wird sie wieder breit und geht schnurgerade durch Wälder. Vor der Ortschaft Glennallen fahren wir viele Meilen schnurgerade auf die tiefverschneiten, über 4000 Meter hohen Wrangell Mountains zu.

Ein Dorf haben wir uns anders vorgestellt. Kein Ortskern. Nur einzeln stehende Holzhütten. Manche davon verkaufen etwas. Benzin, Lebensmittel oder sie bieten sich zum Wäsche waschen an. Die Straße geht unverändert weiter.

Glennallen ist unser Richtungswechsel. Nun verlassen wir diesen Highway und fahren Richtung Süden nach Valdez. Die Sonne steht schon tiefer und zeichnet schöne, satte Farben. Als wir weiter ins Tal hinein kommen fallen die Schatten ein. Wir fotografieren die Ölpipeline, die über 1200 Kilometer Öl von der Nordküste herunter zum eisfreien Hafen Valdez pumpt. Die Pumpen werden von Flugzeugturbinen betrieben. Bei einem Durchmesser von zirka einem Metern transportieren sie Unmengen an Öl pro Tag. Das könnte man schwer mit Autos bewältigen. In Valdez wird es dann auf riesige Tankschiffe geladen. Auch der Bau der Pipeline stellte neue Anforderungen an die Technik. Der tief gefrorene Boden konnte die Steher nicht aufnehmen. Fundamente wie in südlichen Regionen zu graben ist unmöglich. Alles muß beweglich bleiben. Die Kälte und Wärme muß Ausdehnungen erlauben. Die vielen Erdbeben müssen abgefangen werden. Das bewegte Öl erzeugt Wärme, die wiederum durch eigene Kühler an die Umwelt abgeleitet wird, sonst würde man den Boden erwärmen und die ganze Anlage würde im Laufe der Zeit versinken.

Vor dem Thompsonpaß stoppen wir und wandern hinauf zu einem der Gletscher. Zwar kommen wir nicht direkt ans Eis heran - was vielleicht auch zu gefährlich ist, weil laufend riesige Stücke in den Gletschersee abbrechen und uns erschlagen könnten - aber wir bekommen mehr von der Gewaltigkeit der Natur mit.

Hinunter nach Valdez werden wir von vielen Wasserfällen begleitet, die links und rechts die steilen Felshänge herabstürzen. Daß diese Straße im Winter unpassierbar ist kann man sich vorstellen. Im Buch steht, daß es an manchen Stellen bis zu 25 Meter Schnee hat. Da kann die beste Schneefräse nichts mehr ausrichten.

Wir hätten nichts vorreservieren müssen. Ende August ist die Saison aus und Mitte September wird ohnehin alles zugesperrt. Unser Motel hat zwar 100 Zimmer, aber vielleicht 5 sind belegt. Im Salon spielt ab 22 Uhr eine Frau auf der Gitarre. Ein halbes Dutzend Einheimische hören ihr zu. Die wenigen Touristen sind müde vom Tag und liegen im Bett. So auch wir.

Valdez

Heute kommen keine Gelsen oder Stechfliegen ins Zimmer. Es regnet. Trotzdem wollen wir mit dem Schiff hinaus in die Gletscherbuchten fahren. Tiefe Wolken ziehen durchs Tal. Manchmal sieht man das andere Ufer der Bucht nicht mehr.

Beim Frühstück im Saloon stellen wir fest, daß hier gar nichts an zu Hause erinnert. Die Möbel sind anders gemacht. Das Essen ist anderes. Vieles müssen wir uns erklären lassen. Nur die Übersetzung des einzelnen Wortes ist zu wenig. Wie ist es gemacht? Was ist drinnen? Die Menschen sind anders gekleidet. Die beiden Männer am Nebentisch nehmen, so wie es hier üblich ist, ihre Kappen nie ab. Auch beim Essen nicht. Die Häuser sind primitiv und einfach aus Holz gemacht. Die Autos sind größer und für den Winter gebaut. Vorne haben sie ein Kabel hängen. Im Winter werden sie, wie Pferde am Strom angehängt. Jedes Geschäft, jedes Wirtshaus hat außen Stecker für die Gästebautos. Bei den tiefen Temperaturen würde es keine Batterie schaffen, den Motor wieder in Gang zu bringen.

Bis Mittag haben wir Zeit. Wir rufen noch zu Hause an um letzte Anweisungen zu geben. Wann wir zurückfliegen. Wer anzurufen ist. Dann buchen wir die folgenden Quartiere um, kommen wir doch schon eine Woche früher heim. Meinem Computer erzähle ich die inneren Qualen der Nacht, als ich wach lag und an Mutter dachte. Diese schwarze Blechkiste mit Tasten wurde so zu meinem Psychiater. Ich erzählte ihm alles und er hörte geduldig zu. Das Honorar habe ich pauschal beim Kauf bezahlt. Er kann auch nicht abrechen. er muß alles über sich ergehen lassen.

MAMA

In der Musik gibt es Kompositionen, die der Komponist erfindet, niederschreibt und so beläßt. Ohne weitere Änderungen. Ursprünglich also. In der Literatur gibt es so etwas nicht. Dichter feilen und verbessern und haben viele Zwischenversionen. In manchen Augenblicken ist aber der Ersteindruck ein wesentlicher. Auch in der Malerei. Kokoschka legte Wert darauf, daß seine Schüler nur wenige Minuten für ein Aquarell Zeit hatten. Damit mußten sie sich auf das Wesentliche konzentrieren. Nachfolgenden Bericht habe ich auch spontan geschrieben. Es war mehr zur Selbsthilfe nach der Botschaft über das traurige Ereignis. Ich will es nicht verändern oder verbessern. Es soll so stehen bleiben, wie es aus der ersten Trauer heraus geformt wurde:

„Mach keinen Blödsinn“ sagte ich noch zu Dir, bevor wir wegfuhr. Nun sitzen wir hier in Alaska, viele tausend Kilometer von zu Hause weg und Karoline rief uns weinend an. Im Hotel in Anchorage waren wir gerade am Weggehen und sie erwischte uns noch. Sonst wären wir im „Busch“ gewesen und nur schwer oder gar nicht erreichbar gewesen. Wohin soll ich Dir jetzt eine Ansichtskarte schreiben? Wohin soll ich sie schicken?

So traurig es für uns alle ist, daß Du nicht mehr unter uns bist, so schön hast Du Deinen Abgang organisiert. Du hast es gemerkt, daß Dir niemand helfen konnte. Daher bist Du Abschiednehmen gegangen zu Deinem Mann. Wie oft vorher bist Du schon an diesem Grab gestanden? Das Grablicht ist nie ausgegangen. Als Du nicht mehr so gut gehen konntest hast Du länger brennende Lichter verwendet. Auch Deine Freunde haben den Lichtanzündweg für Dich gemacht. Zum letzten Mal gingst Du hin um ihm „Lebewohl“ zu sagen. Ist „Lebewohl“ in diesem Fall das richtige Wort? Bist Du nicht ihm gefolgt? Wirst Du ihn treffen? Wir hier auf der Welt wissen es nicht. Du weißt es inzwischen. Leider kannst Du es uns nicht sagen. Da ist etwas zwischen uns, das wir nicht kennen und das wir nicht durchbrechen können.

Das war also Dein letztes Winken, als wir beim Krankenhauslift Abschied nahmen. Ich muß mir dieses Bild tief einprägen. Ich will es nicht vergessen. Wie Du da gestanden bist mit dem Schlafmantel. Du bist noch mitgegangen. „Paßt auf auf Euch“ hast Du uns noch gesagt. Hast Du damals schon gewußt oder geahnt, daß wir uns nicht mehr sehen? Ich glaube, Du hast nichts von „Aufwiedersehen“ gesagt.

Ich bin froh, daß ich, wann immer ich in Krems genächtigt habe bei Dir war. Oft habe ich es mir überlegt und gedacht, es sei eine zu große Belastung für Dich. Du hast es Dir nicht nehmen lassen, mich zu bedienen. Auch wenn es Dir schlecht ging bist Du schon lange vor mir aufgestanden und das Frühstück stand am Tisch als ich kam. Du warst schon gewaschen und angezogen. Alleine wärest Du noch im Bett gelegen. Warum ich mich aber dann doch immer wieder zum Kommen entschied war, daß es Dich ablenkte. Einmal sahst Du sehr schlecht aus. Den ganzen Tag bist Du gelegen und warst nicht imstande aufzustehen. Wir saßen dann auf der Veranda. Es war schon spät. Du hattest schon das Nachthemd an. Ein heißer, schwüler Tag lag hinter uns. Draußen war es kühl. Wir plauderten und Du sahst zunehmend besser aus. Diese Nacht hast Du dann auch gut geschlafen.

Nur einmal hast Du es Dir anmerken lassen und ich war es, der den Tee kochte und Dir ans Bett brachte. Sonst hast Du immer gekämpft. Ja Du warst ein Kämpfer. Das ist es, was ich an Dir bewunderte und wo ich hoffe, etwas in den Genen mitbekommen zu haben. Deine Jugend war nicht leicht. Schon früh mußtest Du arbeiten gehen. Nach der Schule. Ihr habt keine Miete für die Wohnung bezahlt, sondern habt es abgearbeitet. Auch Du.

Deine Eltern sind bald gestorben. Knapp über 40 deine Mutter. Dein Vater hat wieder geheiratet. Deine Stiefmutter hat Dich eigentlich aus dem Haus getrieben, obwohl Du dann

Deinen schwerkranken Vater gepflegt hast. Zum Dank hat sie alles geerbt. Eine Nähmaschine hast Du als einziges Erbstück bekommen und von der hat sie Dir beim Abtransport noch die Zierdecke genommen.

Dein Verlobter kam aus dem Krieg nicht mehr zurück.

Mit Vater hast Du mühselig das Haus gebaut. Fast alles selbst gemacht. Jede freie Minute gearbeitet. Urlaub so etwas kanntet ihr nicht. Vielleicht mal ein Tagesausflug und auch nur, um die Freifahrtscheine der Bundesbahn zu verfahren. Erst spät kam der Fernseher und das Auto. Dann habt auch ihr begonnen etwas auszuspannen, obwohl der Weingarten immer noch nach Arbeit schrie.

Vor 25 Jahren ist Vater gestorben. Fast genauso lange warst Du mit ihm verheiratet. Ein neues Leben begann. Du hast nicht daran geglaubt. Du konntest mit vielem nicht umgehen, weil er das erledigt hat. Bankkonten, Kreditzahlungen, Versicherungen waren Dinge, die Dir fremd waren. Du aber hast alles gelernt. Hast Dich durchgekämpft. Bist Du selbst Deinen ersten Herzinfarkt hattest. Im Spital haben uns die Ärzte gesagt, daß Du nicht mehr aufwachen wirst. Wir haben geweint an Deinem Bett, obwohl wir wußten daß das schlecht ist. Wir sollten Optimismus ausstrahlen. Ich aber schaffte es nicht. Als ich dann neben dem Bett saß, sprangen die Tränen nur so heraus. Du hast mir über den Kopf gestreichelt und mich beruhigt, obwohl es umgekehrt hätte sein müssen.

Spitalaufenthalte reihten sich aneinander bis Du Dich zu einer großen Operation entschiedst. Die Chancen durchzukommen waren nicht sehr hoch. Man sagte es Dir. Du aber nahmst das Risiko an, um ein besseres Leben zu haben. Und es hat sich gelohnt. Es folgten nochmals 10 schöne Jahre. Die letzte Zeit aber wußten die Ärzte nicht mehr, was sie sagen sollten. Du hast es gemerkt. Wir versuchten wieder Optimismus auszustrahlen, aber es gelang nicht.

Vielleicht war es besser so. Besser als dahinzusiechen.

Du hast gekämpft bis zum Schluß. Noch eine Woche vorher haben wir gemeinsam gefrühstückt. Zum Weinhauer wolltest Du nicht mehr mitfahren. Der Arzt war Dir schon wichtiger.

Ich war gerne bei Dir. Ich hab Dich sehr gern gehabt. Obwohl sich das Verhältnis zur Mutter verändert. Als Kind sieht man das anders. Oft habe ich Ohrfeigen bekommen. Deine Hand ist sehr locker gesessen. Vielleicht habe ich Dich als Kind sogar dafür gehaßt. Aber nichts mehr von dem ist da. Irgendwie hast Du uns doch viel mitgegeben, sonst wären wir nicht geworden, was wir sind.

Das Leben ist wie eine Zwiebel. Die Jahre legen sich wie Schalen herum Man wird älter. Die Umgebung aber verändert sich und die Menschen, mit denen man älter geworden ist werden weniger. Freunde gehen von dieser Welt. Einschnitte, bei denen man nachzudenken beginnt. Jetzt habe ich keine Eltern mehr. Vater ist schon lange tot. Und jetzt auch Du. Das Wort „Tod“ kann ich im Zusammenhang mit Dir noch gar nicht verwenden. Du bist auch nicht tot für mich. Du bist nur einfach weg. Aus meinem Kopf bringt man Dich nicht heraus. Aus dem Herz kann man Dich nicht herausschneiden. Tut man das, dann gibt es auch mich nicht mehr.

Colombia Bay

Warum heißt sie „Colombia Bay“? Die kalifornische Columbia University untersuchte hier das Gletschereis und hinterließ ihren Namen für das ganze Gebiet.

Heute sollte dieses Gebiet von uns erforscht werden.

Wir buchten bei der Firma Stan Stevens. Zwar haben wir am Vortag noch alle anderen Reeder besucht, aber Stan Steven erschien uns am professionellsten. Auch unser Hotelrezeptionist empfahl ihn.

Es schien aufzuklären.

Als wir das Schiff bestiegen - lange waren wir die einzigen Passagiere - regnete es.

Dies dürfte auch viele Leute von einer Schifffahrt abgehalten haben. Wir waren nur etwa ein Dutzend Passagiere. Das Schiff war für zweihundert gebaut. Allein das Personal war so groß wie die Gästezahl. Uns sollte es recht sein, so bot man uns einen besseren Service und um Sitzplätze brauchten wir auch nicht zu streiten.

Man konnte unten oder oben sitzen. Oben gab es hinten einen Ausgang auf eine Terrasse und unten durfte man auf ein offenes Vorderdeck.

Ein kleines Boot hatte neben unserem angelegt. Ein älterer Mann kam vom Fischfang zurück. Ein Junger sprang in sein Boot und präparierte ihm die Fische. Einige Lachse. Mit dem Messer schnitt er ihnen vorsichtig den Kopf ab und dann den Körper in Filetstreifen. Ich filmte den Vorgang. Typisch amerikanisch warf er sich sofort in Pose und gab lustige Kommentare ab.

Vor dem Hafen fanden sich viele solcher Boote, die mit Angelruten auf die Lachse warteten. Auch am Pier der Fähre standen sie und fischten.

Gegenüber vom Hafen war das Ende der Ölpipeline. Riesige Tanks lagen etwas erhöht am Berg. Wie wir im Laufe des Tages vom Kapitän unseres Schiffes noch erfuhren waren sie leer und dienen nur zur Zwischenlagerung, wenn ein Riesentanker nicht rechtzeitig eintrifft. Die Pipeline selbst wird direkt in den Tanker gefüllt. Laufend trifft ein solcher ein. In der engen Ausfahrt sahen wir einen voll beladenen einfahren. Der Kapitän klärte auf: er habe sich nicht verirrt und komme mit voller Ladung zurück. Nein, er testete die Durchfahrt und wird dazu von zwei Kontrollbooten, die laufend Messungen durchführen begleitet. Seit dem großen Tankerunglück ist man vorsichtig geworden. Wann immer ein Tanker gefüllt wird liegen zwei Schiffe einsatzbereit daneben vor Anker und haben ausreichend Bindemittel an Bord. Eines der Schiffe hat sogar einen Helikopterlandeplatz, um rasch Nachschub bekommen zu können. Die Einfahrt darf nur mit einer Geschwindigkeit von 4 Meilen und in Begleitung eines lokalen Lotsen genommen werden. Weiter draußen dann mit 10 Knoten. Man hat aus der Katastrophe gelernt. Auch die Firma Esso hat viel verändert. Das verunglückte Schiff war erst zwei Jahre alt. Man baute es in Valdez provisorisch zusammen, um es dann in San Diego erneuern zu lassen. Die Kosten waren die Hälfte eines Neubaus. Heute fährt die „Exxon Valdez“, wie das Unglücksschiff hieß unter anderem Namen im Mittelmeer. Auch der Name der Reederei wurde geändert. Nicht mehr „Exxon Shipping“, sondern „River to Sea Shipping“ steht in den Papieren. Trotzdem erinnert sich jeder an diese Katastrophe. Aus der man aber gelernt hat und wenn man den Erzählungen der Einheimischen glauben darf, wurden alle Verunreinigungen entfernt. Auch die Natur selbst spielte mit und produzierte Bakterien, die Öl fraßen.

Neben unserem Kapitän hielt eine Frau und ein Mann mit Ferngläsern Ausschau nach Wildtieren. Sie waren auch erfolgreich und bald bot man uns Weißkopfadler, die auf Bäumen saßen. Das Schiff näherte sich der Küste, um den Passagieren gute Fotopositionen zu geben.

Dann tauchten die ersten Eisberge auf. Alle fotografierten und filmten. Sie wurden immer größer, dichter und schöner, so daß wir immer öfter fotografieren mußten. Das Schiff fuhr in die Colombia Bay ein, auf den Columbia Glacier zu. Ein Strom von Eisbergen kam heraus. Das Tempo mußte reduziert werden und langsam tuckerte das Schiff vorwärts. Der Kapitän erhob sich von seinem Sitz und steuerte stehend immer nach unten und in den Radarschirm schauend.

Oft rüttelte ein Eisberg das Schiff. Mit Hilfe der Technik fand der Kapitän immer wieder einen Weg. Die Eisberge waren teilweise schon höher als unser Schiff. In allen Farben glitzerten sie. Manchmal dunkelblau, dann wieder schwarz oder grau. Aber auch glasklare glitten an uns vorbei. Die Frau mit dem Fernglas holte während des langsamen Fahrens einen Eisklumpen an Bord und wir konnten ihn auch angreifen. Er war glasklar. Man konnte wirklich durchsehen. Keine Verunreinigung. Wie ein Glasklumpen.

Bedingt durch den Regen und die heißen Sommertage vorher war es nicht möglich bis zum Gletscher vorzufahren. Die abgebrochenen Eisberge waren so dicht und so viele, daß es keinen freien Weg mehr gab. Das Boot brauchte schon viel Schubkraft, um die Eisberge beiseite zu schieben und sich selbst einen Weg zu bahnen. Oft wurden wir geschüttelt und es krachte, daß man an einen Untergang denken mußte. Der Kapitän gab auf. Die Natur hatte gesiegt. Es war aber trotzdem ein noch nie erlebtes Spektakel, wie wir so fast eine Stunde durch verschiedenste Eisformationen fuhren. Mal zu Brücken aufgetürmt, mal Türme und ein andermal wie ein kleines Haus. Der erste Film war rasch leergeknipst. Selbst auf der Rückfahrt dachten wir noch Formationen zu sehen, die wir vorher noch nicht sahen.

Bevor wir in diese märchenhafte Eiswelt fuhren beobachteten wir Seelöwen beim Faulenzen und jagen. Eine Herde von vielleicht 100 Tieren lag an einer Felsküste. Einige faul auf vorgelagerten Inseln. Einzelne alleine in einer Felsspalte. Andere wieder rauften oder spielten - als Laien konnten wir dies nicht einordnen. Ein kleiner Rudel war mit dem Fischen beschäftigt. Einige Löwenbabys rutschten einen glatten Felsen immer wieder ins Wasser. Die Fotoapparate klickten am laufenden Band. Auch das Magnetband meiner Videokamera bewegte sich kontinuierlich vorwärts, um das noch nie vorher Gesehene für die Zukunft festzuhalten. Die Seelöwen ließen sich durch unser Annähern nicht stören. Sie waren auch lauter als unser Schiffsmotor. Ein Gebrüll und Gezischel, das auch lauter als die Brandung der Wellen war.

Vor einer kleinen Insel spielten noch einige Seeottern. Sie taten es, als gäben sie eine Vorstellung für das vorbeifahrende Schiff. Dann tauchten sie unter und waren nicht mehr zu sehen. Die Vorstellung war sozusagen aus und der Vorhang in Form des Meerwassers wurde heruntergelassen.

Jetzt war es ½ 7 Uhr abends. Die Fahrt dauerte über 6 Stunden. Der Magen knurrte und einer der Matrosen empfahl uns ein Restaurant. Es war auch ein guter Tip, den schon vor dem Lokal stand eine Menschenschlange, die um Einlaß bat. Dies erschien uns zu langwierig. Wir fuhren zum zweiten Tip. Aber auch hier hatten wir keinen Erfolg. Die Kellnerin fragte nach unserer Reservierung, die es natürlich nicht gab. Wir dachten nicht an eine Vorbestellung, schien der Ort doch wie ausgestorben. Dies hatte sich aber im Laufe des Samstags und während unserer Abwesenheit am Meer geändert. Die Leute kamen zum langen Wochenende aus den Städten aufs Land und belegten Hotels und Campingplätze. Wie wir nun feststellten auch die Restaurants. So saßen wir letztendlich wieder in unserem mexikanischen Saloon neben dem Hotel. Diesmal achteten wir aber bei der Auswahl. „Kein mexikanisches Essen“ sagte ich unhöflicherweise zum Kellner, der selbst Mexikaner war. So servierte er uns einen Heilbutt mit Salat und Gemüse. Eine Riesenportion, die wir unmöglich wegessen konnten. Diese Portion wäre auch für zwei Personen zu viel gewesen.

Thompson Paß

Einer der Höhepunkte dieser Reise war ein Frühstück. Ein Frühstück in einer Hütte unterhalb des Thompson Passes. Wir verließen bereits um 8 Uhr früh unser Hotel. Ein langer Tag lag vor uns und wir wollten unterwegs frühstücken. Außerdem sei es origineller in einem kleinen Lokal am Land, als in einem Hotelrestaurant.

Es regnete noch stärker als gestern. Man konnte das andere Ufer der Bucht nicht sehen. Die großen Öltanks waren unsichtbar hinter den Regen- und Nebelschwaden, die schwer über dem Meer lagen. Trotzdem fuhren wir hinüber auf die andere Seite, um vielleicht einen der riesigen Öltanker aus der Nähe zu sehen. Zuerst das Tal zurück und darüber eine Brücke auf die andere Seite der Bucht. Entlang der Straße war ein Campingplatz. Die armen Zelter. Es regnete in Strömen und sie saßen in ihren kleinen Zelten. Kisten und Essen stand vor dem Zelt in der Nässe.

Vor einer Lachsfabrik saßen unzählige Möwen und pickten die Abfälle auf. Aber auch daneben im Meer gab es genug zum Fressen. Es war Ebbe und die Muscheln, Krabben und Krebse lagen wie in einem Selbstbedienungsladen im Trockenen. Auch einige Frühaufsteher waren neben den Vögeln unterwegs und sammelten Meeresfrüchte.

Aus Sicherheitsgründen war die Ölverladestelle und Endstelle der aus dem Norden kommenden Pipeline gesperrt. Erst am Nachmittag gab es eine offizielle Führung. Zu spät für uns.

Über den Thompsonpaß fuhren wir Richtung Norden. Zum Glück hatten wir am Abend der Anreise all diese Gletscher und Wasserfälle fotografiert. Heute sah man nichts mehr von ihnen. Tiefe Regenwolken versperrten jeden Blick.

Unterhalb des Passes lag ein kleiner Flugplatz mit einer Hütte. Obwohl ein Omnibus davor stand gingen wir hinein. Folkmusik schlug uns entgegen. Die Bustouristen zahlten gerade und fuhren ab. Neben drei Bergsteigern war es nun „unser“ Lokal. Wir bestellten Lachsomlette und geräucherten Lachs und bekamen ein Gourmetessen, wie wir es hier in dieser Blockhütte nicht erwartet hätten. Der Lachs war mit Käse und einer Eieromlette umwickelt. Dazu gab es kleine, junge Kartoffel, die mit der Schale gekocht serviert wurden.

Der Geschmack von Kaffee und Marmeladebrot geriet im Gedächtnis in Vergessenheit. Zurück blieb der gegrillte Lachs mit dem warmen, weichen Käse und den Omeletts.

Cooper Lake Village

Der alten Straße folgend kamen wir in die Ortschaft Copper Lake Village. Früher wurde Kupfer abgebaut und während der Goldwäscherzeit war hier reger Betrieb. Heute ist es ein entlegenes Dorf, das hauptsächlich von Touristen lebt. Ein kleines Museum, ein Postamt und eine Greißlerei, das ist das Dorfzentrum. Im Umkreis von vielen Kilometern wohnen in einsamen Hütten und Blockhäusern die wenigen Einwohner. Neben einem alten noch fahrbaren Auto stehen meist die vielen Vorgänger schon halb verrostet. Wohin sollten sie auch versorgt werden? Und im Übrigen kann so manches noch als Ersatzteil dienen. Und sei es nur, wie bei einem Haus, ein nicht mehr fahrbarer Schulbus als Holzlager.

Am Cooper River fotografierten wir einen Weißkopfadler. Immer größer wollte ich ihn im Sucher der Kamera haben, bis ich ihm doch zu nahe kam und er wegflog. Aber auch dieser Abflug und das Ausspannen der Flügel wurde eine Bereicherung meines Amateurvideofilms.

Zurück an der Straßenkreuzung in Glennallen tankten wir unser Auto, kauften Wasser ein und telefonierten von einer, an einem Strommasten im Freien montierten Münztelefonapparat. Der Vorfall zu Hause veranlaßte uns zu oftmaligen Telefonaten und die Telefonspesen dieser Reise erreichten einen beachtlichen Prozentsatz, ja er überstieg die zweimonatliche Telefonrechnung von zu Hause. Der Kontakt mit den Kindern und das „Nachladen“ von Lebensmitteln und Benzin war notwendig, denn nun ging es ab in den Busch. Die nächsten 300 Kilometer gab es laut unserem sehr genauen Führer nur vier Häuser am Weg. Und so war es auch. Nach 100 Kilometer kehrten wir ein und aßen Preiselbeerkekse und tranken Kaffee.

In der Umgebung gab es kilometerweit Preisel- und Heidelbeersträucher. Bei einem unserer Stops sahen wir einer Eskimofrau und ihrem Kind beim Sammeln zu. Kübelweise hätten wir diese kleinen Früchte mitnehmen können.

Da Labourtag war - was unserem 1. Mai entspricht - waren viele Einheimische unterwegs. Speziell die Jäger hatten Hochbetrieb. So knapp vor Wintereinbruch konnte man noch etwas schießen. Mit kleinen dreirädrigen Traktoren fuhren sie durchs Land. Seitlich ein Plastikfach zum Verstauen des Gewehrs. Jeder kann sich hier eine Schußwaffe kaufen und jeder kann jagen gehen.

Bei einer Farm warteten schon die Schlittenhunde in ihren Käfigen auf den ersten Schnee um ausfahren zu können. Für sie war es noch zu warm.

Nach 12 Stunden Fahrt - fast ausschließlich auf Sandstraßen mit riesigen Schlaglöchern - hatten wir wieder Asphalt unter den Rädern. Der Highway nach Fairbanks brachte uns zum Denali Park. Unsere Lodge lag oberhalb des Flusses und war, auf Grund eines Brandes im Vorjahr neu gebaut. Die hellen Rundhölzer der Blockhütten strahlten noch ganz neu. Innen wurde Komfort geboten, wie in einem Luxushotel. Der Preis der erste Nacht war auch der eines Luxushotels. Die zweite Nacht kostete nur mehr die Hälfte. Die Saison war vorbei. In wenigen Tagen werde die Straße in den Park für den Winter geschlossen. Nur mehr mit Schneeschuhen, Schieren oder Schlittenhunden könne man dann hinein. Wie schnell es kalt werden kann zeigte der nächste Tag: alle Scheiben waren zugefroren.

Entfernungen

Alaska ist so groß wie Zentraleuropa und hat weniger als eine Million Einwohner. Fast die Hälfte davon siedelte sich in und um Anchorage, was die Dichte am flachen Land noch niedriger macht.

Das Flugzeug ist ein Fortbewegungsmittel wie bei uns das Auto. Auch die Kaufpreise sind ähnlich. Es gibt sie mit Rädern, mit denen sie oft auf der Landstraße oder auf groben Schotterpisten landen, mit Schwimfüßen, die das Starten und Landen auf den unzähligen Seen und Flüssen erlaubt und mit kleinen Schieren, um auf Gletschern oder Schneefeldern aufzusetzen. Ein Umstieg von einer Form auf die andere wird oft im Flug vorgenommen. So berichtete uns Felix und Helene, die im Frühjahr hier waren, daß sie mit einer Frau auf einen Gletscher flogen. Während des Anflugs kurbelte sie - neben dem Navigieren - die Räder hoch und die Schier nach unten. So konnten sie am Schneefeld landen.

Unser Auto war eine Limousine. In der Stadt war es ein normales Auto. Je weiter wir aber aufs Land kamen, um so exotischer wirkten wir. Nur Geländefahrzeuge waren zu sehen. Die schlechten Straßen und der lange Winter ließen ein anderes Auto nicht mehr zum Zug kommen. Auch unser Stadtfahrzeug sah nach wenigen Tagen aus, als hätte es eine Rallye hinter sich. Total mit Kot bespritzt und staubig.

Die Entfernungen und deren Überwindung ist mit Europa nicht vergleichbar. So fuhren wir an einem Tag 200 Kilometer und sahen nur 4 Häuser.

Es wird daher auch immer wieder angeraten - so auch von unserem Freund Jörgl - bei jeder Gelegenheit den Tank nachzufüllen, Trinkwasser und Essen mitzuführen.

Die Einheimischen haben mit den Entfernungen zu leben gelernt. In einem kleinen Kaffee - baulich war es eine Wellblechhütte - fragte ein Mann nach seinem Freund. Er wolle ihn auf diesem Highway treffen. Er beschrieb den Gästen das Auto. Da meldete sich einer und sagte, er habe es 80 Meilen von hier gesehen. Der Fragesteller bedankte sich und fuhr in Richtung der angegebenen Stelle. 80 Meilen; das sind über 100 Kilometer. In Europa unvorstellbar.

Zu hadern hatten wir mit der Entfernung auch am letzten Reisetag. Wie schon vorher, wollten wir nicht im Hotel frühstücken, sondern ein Lokal am Weg finden. Vom Denali Park Hotel fuhren wir Richtung Süden nach Anchorage zurück. Es kam aber kein Lokal. Entweder gefiel es uns nicht oder es sah zu touristisch aus oder es war geschlossen.

Einige hatten nur Kaffee aber kein Frühstück. So passierte es uns, daß es auf einer Strecke von 100 Kilometern kein einziges Lokal gab. Unser Frühstück nahmen wir dann um ½ 12 Uhr ein, obwohl wir schon um ½ 8 Uhr im Hotel abfuhren.

Wunder Denali

Am Ende der Parkstraße liegt der Wonderlake. Wir sind zwar nicht so weit gefahren, aber das „Wunder“ dieses Naturparks haben wir erlebt. Nach jeder Wegbiegung erwartete uns ein neues Land. Zuerst fuhren wir durch dichten Wald und dann niedriges Gebüsch, aus dem nur ab und zu ein hoher, schlanker Nadelbaum ragte. Sie hatten nur kurze Äste. Wir meinten, daß sie so dem vielen Schnee besser Widerstand leisten könnten. Weit ausladende Äste müssen im Winter mehr Last tragen. Sie akzentuierten die Landschaft. Später wurde das Gebüsch noch niedriger und wurde durch Moos und Beeren ersetzt. Über all dem thronten die Berge. Berge mit Gletschern und Schnee. Felsige Berge mit rotem, grauem, braunem oder orangem Stein oder gar ganze Gipfel aus reiner Kohle. Hier könnte kein Kohlenhändler leben, denn die Einwohner holen sich ihre Kohle wie anderswo Sand. Ja und ganz wichtig für diese „Wunderland-Beschreibung“: die Farben! Die Farben der Berge erwähnte ich schon. Es war schon Herbst und die Laubbäume und Gräser verfärbten sich. Weiter unten war noch alles grün. Dann wurden Gräser und Blätter gelb, braun, rot, orange oder weinrot. Manche Büsche hatten Farben als würden sie lichterloh brennen. Dazwischen unregulierte Flüsse. Wir querten mehrere. Sie hatten viel Platz und teilten sich in unzählige Seitenarme, um sich irgendwo wieder zu vereinigen. Ein völlig chaotisches System von Wasserläufen. Dazwischen Schotter, Sand und Strandgut. Bäume, die das Schmelzwasser des letzten Frühlings liegen ließen. Die Flüsse sind fischlos. Von den Gletschern kommt zu viel Sand mit, der ein Fischleben unmöglich macht. Dadurch sind die Bären dieser Gegend auch kleiner. Es fehlt ihnen die Spezialität „Fisch“.

Die Straße war nur die ersten Kilometer asphaltiert. Bis zum Savage River - das sind zirka 20 Kilometer - darf man mit dem eigenen Auto fahren. Spätestens ab diesem Punkt nur mit den, von der Parkverwaltung gestellten Bussen. Sie fahren in kurzen Abständen und man kann aus- und einsteigen, wo immer man will. Dazwischen wandert man die Straße entlang oder auf einen der Berge hinauf. Wanderwege gibt es keine. Wenige Zentimeter unter der Oberfläche ist der Boden auch im Sommer gefroren. Permafrost nennt man das. Ein Wanderweg würde nicht lange halten. Die Straße macht schon genug Probleme. Ständig müssen Erdrutschs, Bodenwellen und Schlaglöcher ausgebessert werden. Die Natur setzt ihr dauernd zu. Regenfälle schwemmen Teile weg. Das Regenwasser kann über den tiefgefrorenen Boden nicht absickern und sucht sich auf der Oberfläche einen Weg. Erdbeben lassen ganze Abschnitte versinken. In Alaska wird alle 50 Minuten ein Erdbeben registriert. Der lange Winter von September bis Mai schützt die Fahrbahn mit einer Schnee- und Eisdecke, um aber während der Schneeschmelze erneut Schaden anzurichten. Die Wildtiere - auf sie komme ich noch zu sprechen - demolieren letztendlich die wenigen Verkehrszeichen. Die Straßenarbeiter schlagen am Rand lange Nägel ein. Aber auch das hält die Grizzlybären nicht davon ab, sie abzunagen und Stücke abzurechen. Wenn ein Schild eine volle Saison überdauert ist es schon viel. Die Tiere wollen die vielen Besucher vielleicht nicht. Bis in die 70er Jahre war es anscheinend wirklich ein Verkehrschaos. Jeder durfte mit seinem eigenen Auto durchfahren. Zu Beginn des Parks waren es wenige. Die Anfahrt war schwierig und dauerte lang. Von Anchorage fuhr man bis zu 14 Stunden mit dem Auto. Als dann der Highway gebaut wurde brauchte man nur mehr 4 bis 5 Stunden und die Massen kamen. Dem war die Natur nicht gewachsen. Die Parkverwaltung suchte nach einer Lösung und entschied sich zu diesem Shuttleservice. Besucherautos bleiben draußen und die Gäste werden mit grünen Schulbussen transportiert. Da wir uns bekanntlich schon vor Kühen fürchten vermieden wir das freie Wandern und damit die eventuelle Begegnung mit einem Bären oder Elch und buchten eine Tour. Für Leute, die das erste Mal in den Denali Nationalpark kommen eine sehr empfehlenswerte Form des Kennenlernens. So auf den Geschmack gekommen - wobei

„Geschmack“ mit „Begeisterung“ ersetzt werden kann - würden wir beim nächsten Besuch auch wandern und den grünen Shuttlebus benutzen.

Unser Bus - ein Tourbus - war gelb. Vom Nachbarhotel - dem Chalet - fuhren wir ab. Für eine Morgentour hatten wir keinen Platz mehr bekommen, aber für 13,30 Uhr klappte es. Wir waren bis 21 Uhr unterwegs. Unser Guide war sehr erfahren. Er hieß „Salmon“ (=Lachs) und machte diesen Job schon die dreizehnte Saison. Er liebte seine Arbeit, das spürte man auch bei seinen Erzählungen und er redete fast ununterbrochen. Zwar mußte er auch den Bus lenken, durch seine lange Erfahrung kannte er aber jeden Stein. Ihm haben wir es auch zu verdanken, daß wir so viele Tiere sahen. Allein wären wir bei vielen vorbeigegangen.

Er hatte einen Kopfhörer und ein Kehlkopfmikrofon auf, so daß ihn alle im Bus über die Lautsprecheranlage gut hören konnten. Er engagierte alle Businsassen beim Erspähen der Tiere, obwohl immer er es war, der sie zuerst sah. Lange dauerte es bis wir den ersten Grizzlybären sahen. Er fragte einen Straßenarbeiter und dieser meinte „links oben“. Was immer dieses „links oben“ bedeuten sollte. Viele Meilen ohne links einen Bären zu sehen, bis, ja bis ein Grizzlyweibchen mit drei Jungen am Gegenhang auftauchte. Sie waren beim Beerenfressen. Dazwischen wanderten sie rasch vorwärts. Sie können bis zu 50 Stundenkilometer erreichen. Von einem Bären kann man nicht davon laufen, es sei denn - erzählte der Guide - man sei zu zweit. Dann müsse man nur schneller als der Partner laufen

Vereinzelt gibt es auch Campgrounds. Freies Kämpfen ist verboten.

Am Fluß, neben einem der Campingplätze erlegte ein Bär eine Elchkuh mit ihrem Kalb. Das Kalb fraß er ganz und die Kuh zur Hälfte. Man sperrte den Campingplatz, weil man mit der Rückkehr des Bären rechnete. Er aber kam nicht mehr, was atypisch ist. Ein Bär frißt seine Beute gänzlich alleine auf. Parkwächter zogen den Kadaver einigen Meilen flußaufwärts. Aber auch dort kam der Bär nicht. Später fand man ihn tot. Er hatte sich beim Kampf mit der Elchkuh verletzt und starb an seinen Verwundungen.

Elche und Hirsche sahen wir nur mit großem Abstand. Erst am Abend auf der Rückfahrt kamen sie aus dem Unterholz. Ein Karibu stand mitten auf der Straße. Wir stoppten. Entgegenkommend stand ein Wohnmobil. Seine Insassen waren ausgestiegen und fotografierten. Sie kamen dem Karibu immer näher. Er hatte ein schönes Geweih und bewegte den Kopf nervös vor uns zurück. Er konnte nicht aus. Vorne der Camper, links eine Felswand, rechts dichtes Gestrüpp und hinten unser Bus. In solchen Situationen werden Menschen leicht angegriffen. Menschen werden meist von Geweihetieren und nicht von Bären verletzt. Der letzte Bärenunfall hier war vor über 25 Jahren. Nun, unser Karibu ließ die Fotografen in Frieden und stürzte sich den Hang ins Unterholz hinunter. Wir aber hatten schöne Aufnahmen. Am Rückweg trafen wir noch mehrere Elche, Hirsche und Rentiere. Bergschafe zeigten sich uns nur als kleine weiße Punkte in einer Felswand. Dafür spazierte ein Schneehuhn langsam vor unserem Bus über die Straße.

Vormittags, bei einer Fußwanderung zum Horseshoelacke, wo wir einen Biberbau besuchten, wurde Hannelore von einem Schneehuhn angegriffen. Es war nahe am Weg. Wir fotografierten. Dies dürfte ihm unangenehm gewesen sein und es pickte in Hannelores Schuhe.

Viele, viele Eindrücke sind in unseren Köpfen noch gespeichert, die ich alle hier nicht wiedergeben kann. Ein schöner Tag wie dieser ließ uns tief und gut schlafen und wir träumten weiter vom „Wunderland Denali“.

Mount Mc Kinnley

Das erste Mal sahen wir ihn auf der Tour durch den Denalipark. Mit viel Dramatik bereitete uns der Guide vor. Er habe ihn seit 5 Tagen nicht mehr gesehen. Dann auf dem Hügel einer Tundraebene konnte man weit hinten einen kleinen weißen Berggipfel sehen. Das war er. Gar nicht so beeindruckend. Trotzdem fotografierten wir ihn. Speziell die amerikanischen Gäste waren sehr begeistert, ist er doch ihr höchster Berg. Er heißt noch Mc Kinley, obwohl der Park schon umgetauft wurde. Auch der Park hieß früher nach dem Politiker Mc Kinley, der angeblich nie hier war. Präsident Carter taufte ihn in Denali-Park um. Denali ist das Einheimischenwort für den Berg. Nun wäre es auch an der Zeit den Berg verbal den Einheimischen zurück zu geben. Die Einheimischen sind aber verdrängt. In den Städten und größeren Orten sieht man fast ausschließlich Weiße. Nur am flachen Land und im dünn besiedelten Gebiet begegnet man ihnen. Die guten Jobs gehen an ihnen vorbei. In einem Buchgeschäft bediente uns ein Eskimo, der sich mit der Registrierkasse nicht auskannte. Seine weiße Kollegin belächelte ihn und ihre Mimik uns gegenüber zeigte, daß er eben nur ein „Native“, ein Einheimischer sei und schon „an der ersten Zahl scheitere“.

Beeindruckender war sein zweiter Auftritt uns gegenüber. Wir waren auf der Heimreise. Mit dem Auto nach Anchorage unterwegs, als wir um eine Kurve kamen und plötzlich, so ganz unvorbereitet einen riesigen weißen Berg vor uns hatten. Er stand - so schien es uns - mitten in der Ebene. Zwar stand ein zweiter, ebenfalls weißbedeckter Berg neben ihm, der war aber eindeutig niedriger. Die Silhouette des Berges wurde von einer Sportartikelfirma mit demselben Namen weltweit bekannt. Auch ich habe einen Rucksack zu Hause, der diesen Berggipfel als Trademark trägt. Mit dem Rucksack zu Hause im Gedächtnis identifizierten wir den nun vor uns stehenden Riesen als den „Mount Mc Kinley“. Lange stand er so neben uns. Wir besichtigten ihn an diesem Tag von drei Seiten. Zuerst von Norden - woher wir kamen, dann mit fortgeschrittener Fahrzeit vom Osten und am Abend, von Anchorage aus vom Süden.

In Ort Talkeetna starteten kleine Flugzeuge um ihn auch von oben zu besichtigen. Gerne wäre ich mitgeflogen. Hannelore wollte nicht. Die Umstände seinen nicht danach. Sie sei abergläubig und es sei schon genug passiert. Später. Wir seien sicher nicht das erste Mal in Alaska. So mußte der Bursche am Parkplatz vor dem Ort unverrichteter Dinge wieder abziehen. Er wollte uns einen Flug verkaufen. In einer Stunde seien wir um den Berg herumgeflogen. Speziell beim Flug um 14 Uhr - es war $\frac{1}{4}$ 2 Uhr - habe er noch Sitze frei.

Den letzten Blick bot er uns beim Heimflug. Zuerst vom Flughafengebäude aus und dann aus dem Flugzeugfenster. Mit verschiedensten Vordergründen hielten wir ihn im Videofilm fest: zuerst mit Flugzeugen am Boden, dann mit der Stadt Anchorage aus dem Flugzeugfenster und der letzte Blick über die Gletscher der Colombia Bay. Dann verschwand auch er hinter unzähligen Eisbergen und Gletschern unserem Blick.

Werden wir ihn wiederssehen? Ich hoffe.

Hatcher Paß

Lange schon nicht hatte ich beim Abreisen so etwas wie Heimweh von der Ferne. Es tat mir leid, daß dieser Kurzurlaub zu Ende gehen muß. Gleichzeitig wußte ich aber auch, daß ich hierher wieder zurück kommen will.

Schweren Herzens packten wir den Koffer und fuhren ohne Frühstück Richtung Süden, heim zum Ausgangspunkt unserer Reise, nach Anchorage, von wo wir wegfliegen werden. Nicht nur in die Heimat, sondern auch einem lebenseinschneidenden Erlebnis entgegen - dem Begräbnis meiner Mutter. Vielleicht machte auch dieses bevorstehende Ereignis das Herz schwerer und den Abschied schwer.

Die meisten Hotelgäste schliefen noch, als wir unser Auto abkratzten. Die Leihwagenfirma hatte noch keine Eisschaber ins Auto gelegt, so daß wir mit Hilfe von Kartonstücken versuchten das dick gefrorene Eis der Nacht von den Autoscheiben zu kratzen.

Erst gegen Mittag bekamen wir Frühstück. Die Entfernungen haben wir unterschätzt. Dafür sahen wir eine wunderschöne Natur. Viele Fotos haben wir am Weg geschossen. Von Wäldern, Seen, vom Mount Mc Kinnley und von Dörfern und alleinstehenden Häusern. Am frühen Nachmittag näherten wir uns Anchorage. Wir wollten aber noch nicht zurück in die Stadt, die auch an vielen anderen Plätzen in Amerika stehen könnte. Wir wollten noch die Natur genießen. Daher fuhren wir noch eine Sandstraße Richtung Osten und querten den Hatcher Paß.

Zuerst war es noch eine asphaltierte Straße, aber bereits nach wenigen Kilometern nur mehr Sand. Als sie dann noch steil den Berg hinauf führte, fehlte sogar der Sand und wir fuhren auf abgesprengten Felsen. Hier war unser Auto wirklich ungeeignet. Ein Geländefahrzeug hätte diese Schlaglöcher sicher besser bewältigt.

Die Bäume waren, so wie überall hier im Norden mit kurzen Ästen gegen den hohen Schnee besser gesichert. Die kurzen Äste konnten von der Schneelast im Winter nicht gebrochen werden.

Weiter oben dann - wir fuhren bis auf 1200 Meter hinauf - gab es nur mehr Moos und Beeren. Wir kamen an einer Goldmine vorbei. Wenig Romantik. Maschinell wurde der Berg abgetragen und nach Gold durchkämmt. Im Winter sind diese Betriebe wegen zu hohem Schnee geschlossen. Die Besitzer überwintern im sonnigen Florida oder Arizona. Der Schnee kann hier heroben bis zu 14 Meter dick werden.

Unterhalb des Passes lag ein Wintersportort. Ohne Schilifte. Helikopter übernehmen den Bergtransport. In kleinen Blockhütten werden die Gäste untergebracht. Die größere Hütte beherbergt die Verwaltung und das Restaurant.

Dieser 150 Kilometer lange Abstecher verschönerte unseren Tag noch. Dann nahm uns die Zivilisation wieder in Besitz. Je näher wir der Stadt kamen, um so mehr Häuser und Geschäfte lagen am Weg, bis wir in Anchorage von einer Standardstadt mit Supermärkten und Drive Inns umgeben waren.

Liebe zu Alaska

Alaska ist ein Land, wo man beim ersten Besuch weiß, daß man wieder kommt. So sind viele Bewohner Alaskas Menschen, die einmal hier auf Urlaub waren und dann wieder gekommen sind.

Am Schiff in Valdez schwärmte uns eine Frau vor, daß sie sich keinen besseren Ort für ihre Kinder vorstellen könnte. Sie wachsen in solch schöner und freier Natur auf, wie es selten woanders möglich ist.

Am Thompson Paß saß eine dunkle Frau bei uns am Tisch. Sie übersiedelte vor einigen Jahren, weil sie sich keinen naturbelasseneren Ort vorstellen könne.

Unser Buschauffeur im Denalipark lebt zwar im Winter in Arizona, kommt aber jedes Jahr und dies seit über 10 Jahren wieder. Da steckt nicht nur Geld verdienen dahinter. Das ist auch Liebe zum Land.

Wie wird es mit unserer österreichischen Christine sein? Verliebt ist sie bereits, das hört man aus jedem Satz heraus. Wird sie hier bleiben? Wird sie zurück nach Österreich gehen. Ich hätte sie gerne als Mitarbeiterin. Sie hat schon viel von der Welt gesehen. Hat einige Jahre in einem sibirischen Büro gearbeitet. Sie ist tolerant und aufgeschlossen. Eine Freude sie in einem Team zu haben. Ich kann ihr in Österreich und in der Wachau aber keine Gletscher und keine weißen Nächte bieten. Bären sind auch selten bei uns und viel kleiner als die Grizzlybären.

Abschied

Um sicher den Heimflug zu erreichen nahmen wir ein Zimmer nahe beim Flughafen. Direkt an einem See, an dessen Ufern neben kleinen Hütten Wasserflugzeuge ankerten. Auf unsere Bitte um ein „ruhiges“ Zimmer mußte der Rezeptionist lachen. „Links und rechts vom Hotel eine Landebahn. Links der Airport, rechts der See in dem kleine Wasserflugzeuge landen“. Er tat aber sein bestes und gab uns ein Zimmer mit Fenster in den Innenhof.

Später saßen wir noch auf der Terrasse des Hotels, tranken ein Bier und aßen einen Fischburger mit Salat. Die Sonne stand für 20 Uhr schon tief, aber es war noch warm genug um den Wasserflugzeugen beim Starten und Landen zuzuschauen. Laut waren sie nur beim Starten. Sie brauchten lange, um mit ihren „Bootschuhen“ aus dem Wasser zu kommen. Beim Landen hörte man sie kaum. Wie Enten schwebten sie fast lautlos herein und setzten patschend im Wasser auf. Kleine Flugzeuge ohne „Schwimmschuhe“ - also mit Rädern - bogen beim See rechts zu einer Betonlandebahn ab. Diese kreuzte eine Straße, die wir schon am ersten Tag fuhren. Eine Stoptafel und ein Verkehrszeichen gibt den Flugzeugen den Vorrang.

Wir gaben noch unser Leihauto zurück, wanderten den See entlang zurück und lagen um 22 Uhr im Bett. Im Rot der untergehenden Sonne sahen wir nochmals den Mount Mc Kinnely, den höchsten Berg Nordamerikas.

*Johann Günther
September 1997*